

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Tahiti

[urn:nbn:de:bsz:31-321934](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-321934)

## Tahiti.\*

(Erste Abtheilung.)

Die Südsee, das größte aller Meere, weil sie über mehr als ein Drittel der Oberfläche unserer Erbkugel sich ausdehnt, wurde 1513 durch Vasco Nuñez de Balboa, einem muthigen und unternehmenden Spanier, Statthalter der Kolonie Santa Maria auf der Landenge Darien, entdeckt.

Das Verlangen nach einer unmittelbaren Verbindung mit Ostindien hatte dem Christoph Columbus die kühne Reise eingegeben, welche ihn nach den Ufern einer neuen Welt brachte. Diejenigen, welche nach ihm jene unermesslichen, noch unbekanntem Erdstriche aufsuchten, verfolgten das nämliche, was ihr Vorgänger sich zur Aufgabe gesetzt hatte, bis endlich Balboa durch die Entdeckung des großen südlichen Oceans vollbrachte, was von Columbus trotz dem wundervollen Erfolge seiner Versuche nur erst begonnen war. Balboa überstieg die Landenge, welche die beiden Meere scheidet. Nach Robertson war dieser Streifzug einer der kühnsten, welchen bis dahin die spanischen Abenteurer in der neuen Welt gewagt hatten. Balboa, von seinen indianischen Führern unterrichtet, daß er von der Höhe eines benachbarten Berges das Meer erblicken könne, erklimmte ganz allein den Gipfel

\* Wenn gleich Einiges in diesem, dem Englischen entlehnten Artikel, manchem Leser schon bekannt seyn dürfte, so nahm doch Tahiti zu jeder Zeit ein besonderes Interesse für sich in Anspruch, wegen des schönen Klimas, der gesunden Lage, der idyllischen Lebensweise der Einwohner, der reizenden Frauen, von denen vor Jahren schon viel gefabelt wurde, so daß wir die in neuester Zeit erlangte politische Bedeutsamkeit dieses Königreichs nicht einmal anzuführen brauchen, um unser Beginnen bei den geneigten Lesern zu rechtfertigen.

D. Red.

dieses Berges, und wie er zu seinen Füßen jenen Ocean in seiner ganzen majestätischen Unermesslichkeit sich ausdehnen sah, der in der Folge den Namen des stillen Meeres erhielt, so fiel er auf seine Knie nieder, und dankte Gott, daß er ihn zum Werkzeug einer so wichtigen Entdeckung gemacht habe. Dann stieg er eiligst hinab zum Ufer des unter so vielen Mühseligkeiten und Gefahren aufgesuchten Meeres, schritt, mit Schwert und Schild bewaffnet, hinein bis zum Gürtel, und ergriff Besitz von seiner Entdeckung im Namen seines Gebieters, Ferdinand von Spanien.

Sieben Jahre nachher war es der Portugiese Magellan, der, abgeschickt vom spanischen Hofe, um die Lage der Molukischen Inseln zu untersuchen, die Ostküste von Südamerika entlang schiffte, und die Meerenge entdeckte, der er seinen Namen gegeben hat. Zum Erstenmale, da er sie durchsegelte, erschien ein europäisches Schiff in der Südsee. Wahrscheinlich indessen hatte weder Balboa beim entzückten Beschauen des ungeheuern, in des Horizontes weitester Ferne entschwindenden Meeres, noch Magellan bei der Betrachtung seiner ruhigen Oberfläche und seines sanften Wellenspieles, weshalb er ihm den Namen des stillen Meeres beilegte, eine Ahnung von seiner fabelhaften Größe, von den zahllosen, darin verstreuten Inseln, von dem eben so mannigfaltigen als wunderbaren Bau jener von Myriaden kleiner Baukünstler aus den Tiefen des Oceans herauf errichteten Grundfesten, und von den verschiedenen Menschenrassen ihrer Bevölkerung.

Magellan, auf der kühnen Verfolgung seines Weges durch die Wüsten des stillen Meeres, entdeckte nach einander die Archipel der Ladronen und Philippinen. Der Zweck seiner Reise war erreicht; die Victoria, das Schiff, welches ihn bis in diese unbekanntten Weltstriche getragen, hatte, das erste unter allen, die Reise um den Erdball gemacht. Sie kehrte nach Europa zurück; doch ihrem unerschrockenen Befehlshaber war die Freude nicht beschieden, den vaterländischen Boden wieder zu sehen; er war in einem zwischen seiner Schiffsmannschaft und den Eingebornen der Philippinischen Inseln entstandenen Streite getödtet worden.

Mehre ausgezeichnete Seefahrer, Spanier, Holländer, Engländer, haben auf der abenteuerlichen Spur Magellan's das stille Meer durchforscht; wichtige Entdeckungen waren die Frucht ihrer Bestrebungen, und es wurde der Name Polynesien\* diesem Theil der Erde beigelegt. — Unter diesem Namen verstanden die portugiesischen Schriftsteller im sechszehnten Jahrhundert die Molukken, die Philippinen und andere ostwärts von Java gelegenen

\* Nach de Broffes, Malte-Brun, Pinkerton u. A. begreift die Benennung Polynesien die verschiedenen Inseln der Südsee vom Archipel der Ladronen bis zur Osterinsel. Die vorzüglichsten Gruppen sind die Ladronen, Carolinen, Pelew-, Sandwich-, Freundschafts-, Schiffer-, Societäts-, Georgs- und Marquesas-Inseln.

Inseln. Der Präsident de Brosse, in seiner 1756 zu Paris herausgegebenen Geschichte der Schifffahrt, gibt ihnen dieselbe Benennung.

Wenn nun auch seit Magellan viele einzelne Inseln und mehr oder minder beträchtliche Gruppen entdeckt und untersucht worden sind, theils solche, die von Menschen bewohnt sind, theils die nur Pelikane oder andern Seevögeln zum Aufenthalte dienen, so werden doch die Entdeckungen stets noch fortgesetzt. Man kann sagen, daß fast jede Reise etwas neues bringt, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß dieser, den gewöhnlichen Fahrten der Schiffe so fern liegende Ocean noch viele unbenannte Archipel in sich verbirgt, welche dereinst zur Verherrlichung anderer Seefahrer dienen werden.

Wie dem auch sei, die ersten im stillen Meere unternommenen Seefahrten erweckten lebhaftes Interesse. Jene im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert schienen zur Entdeckung eines am Südpole gelegenen Continents zu führen, für dessen Existenz man Vermuthungen zu schöpfen begonnen hatte. Außer diesem rein wissenschaftlichen Antriebe war es die Hoffnung reicher Beute, was verwegene Abenteurer zur Durchschiffung jener fernen Meere verlockte; sie nahmen spanische Gallionen, mit Gold und edeln Metallen befrachtet, hinweg, und die Welt erscholl vom Rufe ihrer Thaten. Ein Interesse anderer Art gewährten die Berichte von den späteren Expeditionen, die glänzenden Beschreibungen nämlich von neuen Ländern und Völkern. Doch erregten unter diesen Expeditionen Diejenigen die Neugierde und das allgemeine Aufsehen am lebhaftesten, welche gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Kapitän Cook unternommen wurden: sie vermochten es, die damals auf das feste Land Amerika's, den Schauplatz der merkwürdigsten Begebenheiten, gerichteten Blicke ab- und den Inselgruppen der Südsee zuzuwenden. Jede Einbildungskraft wurde gefesselt, jedes Gemüth ergriffen von der Naturschönheit dieser Inseln von der liebenswürdigen Sitteneinfalt ihrer Bewohner. Der berühmte Seefahrer fand nicht bloß in seinem Lande Bewunderung und Nacheiferung; das Beispiel seiner Erfolge befeuerte die Seefahrer der andern Nationen; Humboldt, aus Anlaß seiner eigenen Untersuchungen im Innern von Südamerika, bemerkt, daß den Wilden dieser Länder ein geringeres Interesse zugewendet werde, seit die Existenz des stillen Meeres und der seine Inseln bevölkernden Menschenrassen der Welt bekannt geworden. Der halbcivilisirte Zustand dieser Insulaner, die ihrem Karakter zu Grunde liegende Mischung von Saftmuth und Grausamkeit, leihen den Beschreibungen, welche die Seefahrer uns geben, einen ganz eigenthümlichen Reiz; mit weit größerem Wohlgefallen vernimmt der Leser die Erzählungen ihrer Feste und Spiele, wo das Ernsthafte mit dem Kindischen streitet, als ihm das Gemälde des ernstesten und feierlichen Wesens der Völkerstämme am Maranon und Misuri gewährt.

Nach Cook sind von mehren einsichts- und kenntnißvollen Männern Entdeckungsreisen in der Südsee unternommen worden, worunter Engländer, Franzosen, Russen. Die Früchte ihrer Arbeiten haben das Gebiet der Wissenschaft bereichert; ihre Berichte sind mit Theilnahme nicht bloß von denen gelesen worden, die mit geographischen und nautischen Studien sich beschäftigen, sondern auch von philosophischen Beobachtern der Menschennatur aus ihren verschiedenen Gesichtspunkten und von Naturforschern; sie sind die Lieblingsbücher des kindlichen und jugendlichen Alters, dessen Phantasie die aufgestellten Gemälde so sehr schmeicheln. Wem unter uns ist nicht stets die Erinnerung der Eindrücke gegenwärtig geblieben, welche wir bei den Reisen des Prinzen Lee-boo und des Kapitäns Cook empfunden haben? Welcher Schüler hat nicht köstliche Stunden über der Lesung des Schiffsbruchs der Antilope verbracht, oder der Entdeckung von Tahiti und ähnlichem? Für mich war es die anmuthigste Beschäftigung. Wenn ich aber in Gedanken dem Kapitan Cook von einer Insel zur andern folgte, mir jene grünenden Thäler, jene quellensprudelnden Berge vergegenwärtigte, die er so schön beschreibt, und jene Wilden, von deren seltsamen Trachten er erzählt, da konnte ich nur das nicht voraussehen, daß ich mich einmal mitten unter diesen Naturscenen selbst befinden würde. — Was mich zu diesen fernen Gestaden führte, war nicht das Verlangen, neue Entdeckungen aufzusuchen, oder durch Handelsunternehmungen mein Glück zu begründen; ich reisete als christlicher Missionär dahin, um die Grundsätze der wahren Religion zu verbreiten, nicht zum flüchtigen Besuche der Südseebewohner, sondern um längere Zeit unter ihnen zu verweilen.

Ich habe in den hier folgenden Blättern meine gesammelten Beobachtungen über diesen Theil der bewohnten Erde niedergelegt. Was ich über Sitten und Gebräuche der Wilden berichte, habe ich mit Augen gesehen, oder aus dem Munde der Wilden selbst vernommen; die Missionäre, die mich begleitet haben, oder vor mir dort gewesen sind, haben mir ebenfalls nützliche Aufschlüsse an die Hand gegeben, endlich habe ich auch verschiedene Berichte benutzt, welche mir durch Seefahrer mitgetheilt wurden, deren Geschäfts- oder wissenschaftliches Interesse sie in diese Länder geführt hatte.

Der Archipel von Tahiti liegt zwischen dem fünften und siebenten südlichen Breitengrade. Einige Schriftsteller halten dafür, daß die Hauptinsel dieser Gruppe von Quiros gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts entdeckt wurde; doch sind die Meinungen über diesen Punkt verschieden: das Gewisse hierbei ist, daß die Existenz von Tahiti eher nicht authentisch dargethan wurde, als bei der Expedition des Kapitäns Wallis in diesen Meeren, hundert sechzig Jahre später. Am 19 Juni 1767 warf er Anker in der Bai von Matavai, er nannte sie Port-Royal, und das Land, welches er vor sich sah, die dritte König-Georgs-Insel. Kapitan Wallis fand auch die zunächst liegende Insel Timeo wieder auf, und nannte sie Herzog-

York's-Insel. Im Jahre 1769 lief der Kapitän Cook, welcher mit mehren Gelehrten nach der Südsee war abgeschickt worden, um den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten, in die Bai von Matavaï ein. Er ließ der Insel den Namen, welchen die Eingebornen ihr gegeben hatten, indessen nannte er sie durch einen bei einem Fremden leicht begreiflichen Irrthum Otahete. Bougainville, die Aussprache des Wortes besser beobachtend, warf das O, was sich nicht darin findet, heraus, und nannte sie Taiti; aber er übersah es, auf den Hauchlaut Rücksicht zu nehmen; die Eingebornen sprechen Ta=hi=ti.

Der Kapitän Cook durchforschte mehre Theile der Haupt- und der Nebeninseln. Er bezeichnete sie alle mit dem Namen der Georgs-Inseln, zu Ehren des Königs Georgs III, unter dessen Schutze die Expedition statt hatte. Einer anderen siebenzig Meilen westlich von ihm entdeckten Gruppe, legte er den Namen der Societäts-Inseln bei, zu Ehren der königlichen Societät, welche die Idee zur Unternehmung angegeben hatte. Die Georgs-Inseln sind: Tahiti, Timeo, Tabuanmanu, Tetuaroa, Matea und Mutia. Die Societäts-Inseln: Huahine, Raiatea, Tahaa, Borabora, Maurua, Tabai, Moupaha und Tenuaroa. Noch mehre benachbarte Inselchen begreift man unter dieser Benennung.

Die beiden Gruppen erstrecken sich von 16 bis 18° südlicher Breite und von 149 bis 155° westlicher Länge. Mehre Geographen, unter Andern Malte-Brun in seinem System der Geographie, wenden die allgemeine Benennung der Societäts-Inseln auf sie an; da aber beide Gruppen gänzlich verschieden sind, in politischer wie in geographischer Bezeichnung, so glaubte ich die von Cook gebrauchten Benennungen beibehalten zu müssen.

Nachstehende Tabelle, nach den Notizen von Wallis, Cook und Wilson aufgestellt, wird die gegenseitige Lage dieser Inseln verdeutlichen.

	südliche Breite	westliche Länge
Matia . . . . .	15°. 53'. 0"	148°. 9'. 45"
Tahiti (Nordspitze) . . . . .	17. 29. 17.	149. 33. 15
Timeo . . . . .	17. 30. 0.	150. 0. 0
Malaoiti . . . . .	17. 28. 0.	150. 40. 0
Huahine . . . . .	16. 43. 0.	151. 6. 45
Raiatea . . . . .	16. 46. 0.	151. 38. 45
Tahaa . . . . .	drei Meilen weiter nördlich von da.	
Borabora . . . . .	16. 27. 0.	151. 52. 45
Maurua . . . . .	16. 10. 0.	152. 30. 0
Mupaha . . . . .	16. 46. 0.	154. 12. 45
Tenuaura . . . . .	16. 28. 0.	155. 24. 45

Mupaha wird von den Engländern auch Lord-Howe's-Insel, und Tenuaura Scilly-Insel genannt.

Die verschiedenen polynesischen Dialekte sind reicher an Vokalen als alle andere Sprachen; was sie ferner unterscheidet, ist, daß jedes ihrer Worte unwandelbar auf einen Vokal ausgeht. Mehrere unserer Consonanten existiren nicht in dem Dialekte der Georgs- und Societäts-Inseln; dieser hat keine Zischlaute, es findet sich darin kein s, kein c (k) und andere entsprechende Buchstaben. — Die Einwohner sprechen die Vokale mit besonderem Nachdruck aus. Sie werden alle ausgesprochen wie im Deutschen: der Diphthong ai wird getheilt: ai.

Die Insel Tahiti ist durch Ausdehnung und Naturreichthum der Hauptpunkt der König Georgs-Gruppe. Sie besteht aus zwei, durch eine lange und breite Landenge verbundenen Halbinseln; die größere ist von kreisrunder Gestalt, und hat mehr als zwanzig englische Meilen im Durchmesser; die kleinere ist länglich rund, von sechszehn Meilen Länge auf acht Meilen Breite; der Umfang der ganzen Insel beträgt einhundert und acht Meilen. Das Innere sämmtlicher Inseln der Gruppe ist bergig; allgemein dehnt sich auf denselben vom Fuß der Berge bis an's Meer eine von einer bis vier Meilen breite reiche, fruchtbare Ebene; nur Tatuaroa, Tubai, die Lord Howes- und die Scilly-Insel ausgenommen, denn diese sind aus Korallen gebildet, und erheben sich nur einige Fuß über die Meeresfläche. Man gibt Timeo einen Umfang von ungefähr fünf und zwanzig Meilen, Huahine von etwas über dreißig, Racatea ist beträchtlicher. Die übrigen Inseln, obwohl von gleicher Erhöhung, sind von geringerem Umfange.

In der geologischen Struktur der Hauptgruppen und der sie umgebenden Inseln herrscht eine gewisse Gleichförmigkeit. Die Gruppen sind auf einerlei Weise und aus denselben Bestandtheilen zusammengesetzt, doch unterscheidet jede einzelne Insel sich von den andern durch irgend einen ihr eigenthümlichen Zug.

Man hat keinen Grund zur Annahme eines vulkanischen Ursprunges von Tahiti oder irgend einer der umliegenden Inseln; dagegen muß man einen solchen Ursprung Hawai und den sämmtlichen Sandwichinseln zuschreiben. Augenscheinlich ist zu erkennen, daß die eben genannte Gruppe ehemals in flüssigem Zustande sich befunden, und daß sie aus dem Innern irgend eines vom Meere bedeckten Vulkans hervorgegangen ist, deren gewaltige, eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch gewährte Thätigkeit sich zuletzt mit der Formation dieses ganzen Archipels geschlossen hat. Von sogenannten primitiven oder sekundären Felsen hat man dort noch nichts bemerkt. Tahiti, nebst den Inseln der südlichen Gruppe, bieten in Menge Basalt und Lava, die in Erde verwandelt, doch alle die wunderlichen, verdrehten Formen beibehalten hat, welche die erkaltete Lava anzunehmen pflegt. Man sieht dort auch Kalksteine, Kiesel und andere Erzeugnisse des Feuers; manche in einzelnen Stücken, andere in mehr oder minder beträchtlichen Massen. Die zu dieser Gruppe gehörigen kleinen Inseln ent-

halten jene Substanzen in größerer Mannigfaltigkeit als Tahiti oder die König Georgsinseln; man findet auf Borabora Felsmassen, die aus Quarz und Gyps zusammengesetzt scheinen; Maupiti liefert, außer Lava und Basalt, die allen Inseln gemein sind, eine Art Granit in Menge; eine Anomalie in der Geologie dieses Archipels, jener auf der Insel Raturu zu vergleichen, wo ein Zusammentreffen kohlen-sauren Kalkes mit Granat statt findet. Auf der Insel Huahine und einigen andern findet man neben Gyps alte Lava, worin Augit, Zeolith, Bimsstein und zellichte Lava enthalten. Einige auf Charles-Sandersinsel gesammelten Proben der letztern sind dunkelblau, und obgleich sie eine gewisse Quantität Eisen zu enthalten scheinen, so leicht, daß sie auf dem Wasser schwimmen. Ich besitze ein solches Stück; es ist poröser, als eines von denen, die ich in den vulkanischen Bergen der Sandwichinseln gefunden habe. Es ist so löcherig, als eine Bienenwabe, und seine Formation möchte schwer zu erklären seyn.

In allen Theilen dieses Archipels sind häufige Lagen oder Adern von Basalt; gewöhnlich trifft man sie in den Bergen, die aus Mandelstein oder zellichten vulkanischen Steinen bestehen, an. Selten, fast könnte man sagen niemals, laufen diese Adern oder Lagen wagerecht, sondern in senkrechter, schräger oder gekrümmter Richtung. Eine der ansehnlichsten und merkwürdigsten zeigt die höchste Spitze des Matavaithales. Sie ist von einer staunenswerthen Ausdehnung, und hängt gleichsam über den an ihrem Fuße entspringenden Waldstrom hinüber. Ich habe viele solcher Adern auf der Insel Huahine untersucht; jene, welche Huané-Tzi enthält, durchschneidet westwärts in schiefer Richtung eine sehr breite Masse von Bimsstein und alter poröser Lava; eine andere, südöstlich von Baiorea, mitten in einer Anhäufung sehr dichter und anscheinlich neuer Lava, zieht beinahe senkrecht. Beide haben viele Aehnlichkeit mit den Whinstone dyke in Nord-irland. Ihre krystallischen Säulen oder Prismen sind vollkommen rechtwinklicht gestaltet, und von der Ader, welche aus ihnen gebildet ist, abstehend. Der Winkel sind meistens fünf, doch veränderlich nach Form sowohl als Lage. Ich habe einen von Baiorea mitgebrachten kleinen dreieckigen Krystall mit einem andern aus den Spitzbergen in der Nähe des Riesendamms (giant's cause-way) in Irland verglichen, und sie einander in Struktur und Substanz beinahe ähnlich gefunden.

Ungeachtet der vielen offenbaren Beweise von der Thätigkeit des Feuers, ganz besonders auf jenen Inseln, deren Formation ich am besten habe untersuchen können, Huahine nämlich und die kleine zunächst liegende Insel Baiorea, deren zellichte Felsen oft eine der noch frischen, kaum erhärteten Lava von Hawäi ähnliche Oberfläche haben, ist mir doch keine Höhle, keine Deffnung dort vorgekommen, mit einem Worte nichts, was einem vulkanischen Krater ähnlich wäre; auch habe ich niemals sagen hören, daß etwas dieser Art vorhanden sei, mit Ausnahme eines großen Sees, mitten unter

den Bergen Tahiti's, von den Eingeborenen Baihiria genannt. Jedenfalls geben die zerklüfteten Seiten der Berge und ihr wilder Anblick Grund, zu vermuthen, daß sie seit ihrer Formation, welche wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Bette des Oceans geschehen, durch einen vulkanischen Ausbruch, oder durch den Stoß eines Erdbebens oder irgend eine andere gewaltsame Zuckung der Natur niedergeworfen wurden, daher ihre überstürzenden, unregelmäßigen Formen.

Die Schriftsteller, welche uns die Südsee-Inseln beschreiben, gefallen sich alle im Preisen ihrer Naturschönheiten und der Pracht ihrer Landschaft. Hören wir Malte-Brun: „Ein neues Cythere erhebt sich aus dem Schoße der bezauberten Wogen, ein grünendes Amphitheater entzückt unsere Augen, mit dem Teppich der Wiesen und dem Schmelze der sie schmückenden Blumen mischt sich das Blätterwerk der dichten Laubgebüsch. Ein ewiger Frühling und ewiger Herbst vereinigen ihre Reichthümer und Reize, und Blüten sprossen zu derselben Zeit, wo die Früchte reifen.“ — Malte-Brun bemerkt von Tahiti, daß diese Insel wohl werth gewesen, daß man sie die Königin des stillen Meeres genannt habe. Nicht minder enthusiastisch sind die Beschreibungen in Cooks Reisen, und doch läßt sich ihnen keine Uebertreibung vorwerfen; denn wenn es irgendwo in der Welt eine Stelle gibt, zur Entzückung der Augen und des Gemüthes der Reisenden, welche die Unermeßlichkeit des Oceans durchschiffen, so sind es die Inseln der Südsee. Was mich betrifft, so wird der Eindruck meiner Ankunft auf Tahiti nie meinem Gedächtniß entschwinden.

In tiefer Ruhe schlummerte das Meer, der Morgen war köstlich, keine einzige Wolke am Himmel. Ein sanfter Seewind gestattete uns, mit aller Behaglichkeit die eben so mannigfaltige als malerische Landschaft zu betrachten, welche vor unsern Blicken sich entfaltete. In dem Maße, wie wir langsam neben dieser zauberhaften Insel dahin fuhren, sahen wir nach einander kühle Thäler an uns vorüberziehen, quellenreiche Berge, steil überhängende, mit allen Abstufungen von Grün bewachsene Felsen, von dem die Vorgebirge überkleidenden Moose bis zum reichen Blätter Schmucke der Brodpalme, bis zu der zierlichen Belaubung, welche wogenden Federbüschen ähnlich die hohen Wipfel der Kokosbäume krönte. — Dieß war Glanz, dieß Ueppigkeit des Tropenlandes. Wasserfälle, vom Gipfel der Gebirge sich herabstürzend, und Wolken von Dünsten in die Ferne verbreitend, Bäche, durch fruchtbare, wohl angebaute Thäler sich schlängelnd, erhöhten die Schönheit der Scene, und rund umher dehnte sich des stillen Meeres unermeßliche Weite, seine Wellen über Korallenbänke hinrollend, oder tosend an den Klippen des Gestades sich brechend.

Nirgends auf Tahiti sind die Wasserfälle so zahlreich, als im nördlichen Theile von Hawai, wie denn auch die Gebirge im Norden dieser Insel höher und gewaltiger sind, als im Süden; Tahiti dagegen unterscheidet

sich durch ein reicheres Grün und größere Mannigfaltigkeit der Landschaft. Im Innern durchschneiden an mehreren Orten tiefe Schluchten die Gebirgskette. Nicht leicht wird man etwas, das dem Zufall ähnlicher sähe, sich vorstellen können.

In dem Maße, wie wir dem Ankerplage uns näherten, bemerkte ich nicht allein einen Wechsel der bisherigen Scene, sondern selbst der allgemeinen Gestalt und Bildung der Insel. Tahiti, mit Ausnahme einer Art von Rand aus angeschwemmter Erde, welcher sich beinahe rings umher zieht, ist eine bergigte Insel, deren Mittelpunkt ansteigend zurückweicht; die Gebirge dehnen sich oft in kurzen Bergketten nach verschiedenen Richtungen vom Innern der Insel nach dem Ufer hin; einige erheben sich wie Pyramiden mit zugespitztem Gipfel, andere haben die Form eines Kegels oder Zuckerhutes, noch andere sind von regelmäßiger und fast kreisrunder Gestalt. Der Berg Drohena, im Mittelpunkte von Tahiti, erhebt sich sechs bis siebentausend Fuß über die Meeresfläche, sein Gipfel ist fast stets in Dünste gehüllt, welche ihn dem Gesicht entziehen; bei heiterem Himmel indessen ist der Anblick dieses Berges äußerst malerisch.

Die Bai von Matavai war die erste, wo wir Anker warfen. Von hier aus konnten wir mit einiger Genauigkeit das unbekannt Land beobachten, wo wir zu landen im Begriffe waren. Hier hat das schon erwähnte Thal, welches wie ein Band um die Insel sich windet, eine ansehnliche Breite, gegen Mittag aber und gegen Morgen stehen die Gebirge der Küste so nahe, daß das Meer an den Fuß derselben anschlägt. Die Bai ist von einer Sandbank umgeben, nur die Südspitze ausgenommen, wo das Gestade hoch und steil emporstrebt. Brodfrucht bäume, Kokospalmen erblickt man von allen Seiten, überall entfaltet eine mächtige Vegetation ihre Wunder, und durch Kontrast erhöhen den Reiz der glänzenden Landschaft die darüber zerstreuten ländlichen Wohnungen der Eingeborenen.

Tahiti und die übrigen Inseln bieten dem Reisenden, der sie von Außen her anschaut, eine glückliche Mischung dar von Land und Wasser, von Ebenen und Abgründen, von dicht umlaubten Bäumen, deren Zweige bis in den Schooß des Meeres hinabhängen, und von unfruchtbaren, bis in die Wolken des Himmels hineinragenden Bergen. Alle diese Gegensätze sind harmonisch vermittelt, Alles schwimmt in einer milden, durchsichtigen Luft, Alles erfüllt uns mit Bewunderung und Vergnügen. Im Innern der Insel hat die Scene einen andern, doch nicht minder angenehmen Charakter angenommen. Den Landschaften, wiewohl ihr Horizont minder ausgedehnt, die Linien minder kühn geschwungen sind, mangelt es doch nicht am Grandiosen; hin und wieder thürmen gewaltige Basaltmassen sich majestätisch in der Nähe des Beckens einer klaren Quelle, oder eines bald sanft an ihrem Fuße hinfließenden, bald gegen die seinem Laufe entgegen tretenden Felsstrümmen ankämpfenden Baches; tiefe, einsame Thäler, um

welche wie Stufen eines unermesslichen Amphitheaters sich die Gebirge erheben, bis zuletzt ihre Gipfel mitten in den Wolken sich verlieren, ergreifen mit Staunen und stiller Bewunderung den Reisenden aus Europa. Es liegt auch etwas seinem Blicke so Neues in den massenhaften, ohne Regel und Kultur hier gedeihenden Bäumen und Blumen, im Anblicke dieser kraftvollen, von der Fruchtbarkeit des Bodens und der Tropenhitze des Klima's so sehr beförderten Vegetation. — Ich für meine Person habe öftere Wanderungen in das Innere dieser Inseln unternommen, theils allein, theils in Gesellschaft; ich habe die Wirkung des Kontrastes lieblicher und anmuthiger Ansichten mit andern vom strengsten Style so tief empfunden, daß ich bald ein bezaubertes Land zu betreten wähnte, bald öde Heideländer oder dürre Felsen. Besonders zeichnen die Landschaften des südlichen Theils von Tahiti durch ihre Schönheit sich aus, aber ohne Frage gebührt der Preis den Thälern von Hautana, Matavaï und Apaiapo. Die Spuren der Civilisation, welche man dort zu bemerken beginnt, geben ihm ein pikantes Interesse, und einen glücklichen Effekt gewähren neben diesen hohen Gebirgen und grünenden Thälern die europäischen ländlichen Wohnungen mit ihren kalkgetünchten Mauern.

Wenn die Durchsichtigkeit der Atmosphäre durch nichts gestört wird, so kann man auf Tahiti die am Horizont sich abzeichnenden Gebirge von Eimeo, und selbst einen Theil des ebenen Landes beobachten.

Eimeo liegt zwölf bis vierzehn Meilen von Tahiti, und wird von den Eingeborenen meistens Muria genannt. Diese Insel übertrifft in Mannigfaltigkeit der Formen ihrer Gebirge, in dem reichen Grün das sie bedeckt, und in der ganz eigenthümlichen Schönheit ihrer Landschaften alle übrigen aus den Gruppen der Georgs- und Societätsinseln. Die Korallenbank, innerhalb welcher sie gleichsam eingerahmt liegt, erstreckt sich an manchen Orten bis auf zwei Meilen in die Nähe des Ufers, und berührt an andern Stellen beinahe die Küste. Mehre kleine, grünende Inseln liegen auf dieser Bank zerstreut: eine dem Distrikt Ufaracaitu südwärts gerade gegenüber, zwei einige Meilen südlich von Papetoai; die entlegenste derselben, voll erquickenden Schattens, war der Lieblingsaufenthalt von Pomare II. Eimeo ist außer den Naturschönheiten, welche es im Ueberflusse besitzt, noch durch die Trefflichkeit seiner Häfen und Landungsplätze bemerkenswerth; in dieser Beziehung geht sie allen übrigen Inseln vor.

Der Hafen von Taloo, auf der Nordküste, liegt unter  $70^{\circ} 30'$  südlicher Breite, und  $150^{\circ}$  westlicher Länge; er ist einer der besten und sichersten im stillen Meere. Sein eigentlicher Name ist Opunohu; ein Mißverständnis gab die Veranlassung zu demjenigen, welchen Kapitän Cook ihm beilegte. Beim Eingange des Hafens, rechts, ist ein kleiner Fels, von den Eingeborenen Tareu genannt; Cook steuerte wahrscheinlich diesem Felsen zu, wie er um den Namen des Hafens, in den sein Schiff einlief, sich er-

kundigte; man antwortete ihm: Tareu, und er nahm die Benennung des Felsens für die des Hafens. Ein hohes Gebirge scheidet vom Hafen Opunohu eine andere Bai von sehr großer Ausdehnung, welche den Namen Cooks-Bai erhielt; ebenfalls ein vortrefflicher Ankerplatz, nur mit einem ziemlich beschwerlichen Zugange.

Nordwestlich von Timeo, zwischen dem Gebirge und dem Meere, liegt ein prächtiger See von großem Umfange, man nennt ihn Tamai, ein Dorf gleichen Namens erhebt sich an seinen Ufern. Der See hat im Ueberflus alle Gattungen von Fischen, und wird häufig von einer Unzahl wilder Enten besucht. Die Gewässer von Timeo, wie die der übrigen Inseln, sind zwar nur Bäche, die in den höher gelegenen Gegenden ihren Ursprung nehmen, einige Strecken zwischen den Felsen dahin laufen, und sich durch die Thäler ein Bett nach dem Ocean hin wühlen. Die Gebirge von Timeo sind zwar von ansehnlicher Höhe, doch minder hoch wie auf Tahiti; letztere, wie schon gesagt, haben keine geringere Höhe, als siebentausend (engl.) Fuß über der Meeresfläche.

Unter den merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten der Südsee-Inseln, ist der Korallenbänke Erwähnung zu thun, von denen sie umgeben sind. Die größten dieser Inseln sind zwar allerdings nicht aus Korallen zusammengesetzt, doch erhalten sie eine Art von natürlichem Walle durch die an ihrem Rande sie umgebenden Klippen. Vier der kleineren Inseln, Tetuaroa, Tobica, Mupiha und Tenuaara, scheinen auf Grundfesten von Korallen zu ruhen. Die erste, ungefähr zwanzig Meilen nördlich von Tahiti, begreift fünf Inselchen in sich, mit Namen: Nimatu, Onehoa, Moturua, Hoatere und Neiona. Alle fünf sind von einer sie umgebenden Korallenbank umschlossen, mit einer Oeffnung nach Nordosten hin: einem nur den kleinen Rähnen der Eingeborenen offenen, und zwar sehr beschwerlichen Zugange. — Die Inseln sind sehr niedrig gelegen, die höchsten Theile derselben erheben sich selten drei bis vier Fuß über die Meeresfläche, der Boden besteht fast aus nichts als Sand und Stücken von Korallen; das Ganze ist mit etwas Pflanzenerde vermischt. Die Eingeborenen nähren sich vorzugsweise von den Früchten der Kokospalme. Diese Bäume sind auf den Inseln in großem Ueberflus vorhanden, ihre dichtbelaubten Massen scheinen, aus der Ferne gesehen, aus dem Schoße der Wellen emporzuwachsen. Die Wurzeln der meisten dieser Kokosbäume baden sich im Ocean, und wenn die Flut etwas hoch steigt, so erreicht sie den Fuß derselben. Ein anderes Nahrungsmittel der Eingeborenen sind die Fische, welche zwischen den Korallenbänken in Menge gefangen werden.

Die Benennung Tetuaroa (d. h. das ferne Meer) wird mehrern kleinen Inseln beigelegt, welche einen Theil der erblichen Besitzungen der regierenden Familie von Tahiti ausmachen. Sie sind im Distrikte von Pore einbegriffen, und man sagt, daß zuweilen die Könige des Archipels ihre

Schätze dort verwahrten. Der Boden ist vom König an die vornehmsten Einwohner verliehen, welche daselbst Brodfrucht bauen und Taro gewinnen. Ihre Beschäftigung besteht vorzugsweise im Fischfange; sie bringen Fische in großer Menge nach Tahiti, und vertauschen sie gegen mancherlei Gegenstände; indessen hat dieser Handel in Folge der Kriege sehr abgenommen, welche das Ende der Regierung Pomare I und die Thronbesteigung seines Nachfolgers bezeichneten, und vielen jener Insulaner das Leben gekostet haben. Seitdem ist ihr Verkehr mit Tahiti von geringem Belange.

Tetuaroa hat außer seinem Handel mit Fischen lange Zeit noch eines andern Vortheils genossen; die königliche Familie kam dahin, um Bäder zu nehmen. Die schöne Welt von Tahiti strömte in Menge nach, Spieler, Tänzer, Musiker aus allen Theilen des Archipels. Auch von den Frauen höherer Klasse wurde der Ort häufig besucht, um der Haapori willen, das heißt, um die sehnlich gewünschte Körperfülle zu vermehren, und unter den Zweigen der Kokosbäume Schutz gegen die verzehrende Tropensonne zu finden, von der ihre Gesichtsfarbe sich schwärzte und ihre Formen erschlafften. Die Besuche waren ehemals so zahlreich, daß man zuweilen an einem einzigen Tage hundert Kanots am Ufer landen sah. Die Korallenbänke rings um die Inseln schützen nicht allein die Niederungen gegen die Gewalt der Wellen, sondern gewähren auch eines der merkwürdigsten und großartigsten Schauspiele auf dem Ocean. Sie liegen in der Regel eine bis anderthalb, mitunter bis zu zwei Meilen von der Küste entfernt. Unmittelbar an diesen Klippen ist die Oberfläche des Wassers ruhig und durchsichtig, beim geringsten Winde aber bedecken sie sich mit Schaum, und es brechen daran sich große Wellen mit lautem Tosen. — Die Breite der Korallenbänke ist gewöhnlich zwanzig bis dreißig Schritte; der auf der hohen See beständig wehende Wind treibt gegen sie die Wellen mit großer Gewalt. An dieser natürlichen Schranke stoßen sich die zum Theil auf einer Linie von anderthalb Meilen sich ausdehnenden Fluten, und erheben sich bis auf eine Höhe von vierzehn Fuß; man sieht sie über die Felsen in Bogen emporsteigen, welche die Sonnenstrahlen zurückspiegeln, und Diamanten ähnlich schimmern, doch ehe noch das Auge des Schauenden der Bogenlinie zu folgen vermag, sind sie tobend wieder in den schäumenden Meeresschooß zurückgestürzt. Es ist ein Tumult, eine Verwirrung voll grausenhafter Pracht.

Wenn ein Thal von einem fließenden Wasser durchströmt wird, welches in's Meer mündet, so hat gewöhnlich die Korallenbank dieser Stelle gegenüber eine Oeffnung. Mag nun die ununterbrochene Strömung kalten Wassers den Myriaden kleiner Baukünstler beschwerlich, und an der Errichtung ihrer concentrischen Wälle in einer fortlaufenden Linie hinderlich seyn, oder enthält das kalte Wasser selbst ein dem Anwachsen der Korallen entgegenwirkendes Princip: immerhin bleibt es eine bemerkenswerthe Eigenthümlich-

keit, daß die rings um die Insel ziehenden Korallenbänke fast nirgends durchbrochen oder mit Oeffnungen versehen sind, als den Strömungen des kalten Wassers gegenüber.

Die Korallenklippen und die Charles-Sanders-, Maurue- und andere niedrige Inseln sind mit sehr engen, schwer zugänglichen Oeffnungen versehen, einige sogar ohne allen Zugang, wahrscheinlich weil der Boden dieser Inseln keine hinreichende Wassermenge liefert, und weil die Flüsse und Bäche daselbst von zu unbedeutendem Umfange sind; allein rings um die großen Inseln her entsprechen die Oeffnungen der Korallenbänke im Allgemeinen den Einbengungen der Küsten und den Ausmündungen der Thäler; nicht nur bilden sie äußerst sichere Häfen, sondern man findet dort frisches Wasser in einer Menge, wie man sich dessen nur an irgend einem andern Theile der Insel verschaffen kann. Daß stets Bäche in diese Häfen sich ergießen, ist für die Seefahrer gleichfalls ein schätzbarer Gewinn.

An vielen Orten, namentlich auf Papiti, Tahiti, Afareaitu, Murea-fari, Huanini und längs der Ostküste von Raiatea und Tahaa sind diese Oeffnungen der Korallenbänke der Schifffahrt sehr günstig, überdies reichen sie zur Verschönerung der Landschaft. Jene von Ava Moa, welche nach Opoa führt, und die man den heiligen Eingang nennt, enthält eine kleine Insel, worauf einige Kokosbäume wachsen. In der Bank von Tipaemeau sind zwei Inseln, eine auf jeder Seite des Einganges, und am Ende der Bank gelegen; diese kleinen, zwei bis drei Fuß über die Meeresfläche sich erhebenden Inseln sind mit Gebüsch und grünenden Pflanzen bewachsen, und mit einer großen Menge prächtiger Kokospalmen geziert. Der Eingang von Ta-avapiti, mehre Meilen nördlich von Tipaemu, gegenüber der Niederlassung der Missionäre, ist ein doppelter: es liegen dort auch zwei schöne mit Gehölz wohl bewachsene und ganz grüne Inseln. Oft sieht man die Landschaft belebt durch die von einem Fischer, oder irgend einem auf günstigen Wind harrenden Reisenden, errichtete Hütte, und dadurch die Anwesenheit des Menschen verkündigt. Zwei andere nicht minder zierliche Inseln verschönern den Eingang von Toma-hahatu, welcher zur Insel Tahaa führt; die größere darunter hat kaum anderthalb Meilen im Umfang, aber beide sind mit dicht belaubten Bäumen bedeckt, welche den herrlichsten Schatten verbreiten.

Diese, von den großen losgetrennten kleinen Inseln, welche auf der einen Seite von den bewegten Wellen des Kanals, auf der andern von den an den Korallenbänken tosend sich brechenden Fluten des Oceans, bespült werden, erscheinen aus der Ferne Smaragden ähnlich. Die auf ihnen herrschende Ruhe, die tiefe Einsamkeit stehen im Kontraste mit der sie umgebenden Scene der Unruhe und ewigen Bewegung des Meeres. Sie verschönern diese Gestade, und sind den Eingeborenen so nützlich als den Fremden. Die Kokospalmen, ihre Zierde, erblickt man aus der Entfernung

von mehren Meilen, sie bezeichnen dem Seefahrer die Stelle, wo er eine Durchfahrt finden wird, um am Ufer zu landen. Die durch diese Oeffnungen sich ergießenden Wasserströme setzen unbezweifelt an den äußern Enden der Korallenbänke Seegewächse, Blätter, Baumäste ab, welche man zuweilen bis zur Oberfläche des Wassers sich erheben sieht; Wellen und Winde führen Samen dahin; nach und nach bildet sich eine Erdschichte, welche durch die Zunahme der Vegetation vermehrt wird. Auf diese Weise mußte es mit der Entstehung und Ausdehnung der niedlichen Inseln, von denen oben die Rede gewesen, zugegangen seyn.



## Korrespondenz der Zeitschrift.

Baden, Anfang August.

Ich komme eben aus dem Saale, von einem grünen Tische. Das Wetter war es, was mich hineingetrieben. Es regnet zwar nicht fortwährend, wir haben von Zeit zu Zeit einige schöne Sonnenblicke, aber gerade während wir uns an einem derselben erlaben, kommt der Regen; es ist keinen Augenblick zu trauen, der Himmel ist launisch, wie — — nun (ich weiß eben nichts Besseres) wie eine schöne, launenhafte Frau, die sich Jeder nach seinem Belieben hierher denken mag.

Aber gerade weil er so launisch ist, sind die Momente seines Lächelns so schön. Wir haben hier bisweilen zauberische Beleuchtungen, ich sage: hier, denn ich glaube ernstlich, daß sie nur in Baden so seyn können, daß in diesem Zusammenhang reizender Berge und Thäler ganz eigenthümliche Lichtbrechungen statt finden. Aber wehe dem, der sich etwa zu weit hinauswagt, um diese seltsam-großartigen Lichteffekte, sei es zu bewundern oder zu studiren. Der Regen ist im Augenblicke da; die Natur ist wie ein schönes Mädchen, das nur flüchtig, mit einem glühenden Blicke bewundert seyn will, das sich aber sogleich zürnend weg-

wendet, wenn man sich in ein prüfendes Betrachten seiner Schönheit versetzen will. Ein kluger Mensch bringt sich unter Dach und Fach, wenn er jene Sonnenblicke, jenes wunderbare Lächeln unter Thränen bewundern mag. Dann findet man, wenn man gerade in der Höhe, auf dem Schloßberge ist, Augenblicke, in welchen uns plötzlich die fernen Vogesen ganz nahe rücken; sie färben sich tiefblau, scharf scheiden sich die dunkeln Gipfel an dem Horizont, aber die dunkle Färbung ist klar, wir können Alles in ihr erkennen, die Senkungen des Gebirgs, die Wälder, die Kirchthürme und Dörfer des Elsasses. Dann wieder gibt es Augenblicke, in welchen wir uns in der Tiefe befinden müssen, in der Lichthaler Alee etwa, um ein seltsames Abendroth emporglimmen zu sehen. Zuerst fangen die Ränder des Berges an zu glühen, der am weitesten hinaus in die Ebene geschoben ist, dann pflanzt sich die Glut als wehendes Banner auf die Zinnen des Schlosses, — und nur einige Augenblicke, so sind jene beiden Berggrüden ganz von einem rothen Feuer übergossen, für dessen Beschreibung ich keinen Ausdruck habe, während in der Stadt, hoch oben in der Kuppel des Kirchthurms, in den Fen-

stern des Krippenhofs leuchtende, blendende Flammen aufzuschlagen scheinen. Noch einige Augenblicke, und es ist Alles vorbei, — es regnet.

Der Regen war es also auch, der mich heute in den Saal getrieben. Freilich gehe ich auch ohne Regen häufig hinein, um spielen zu sehen. Ich werde nicht müde, die Spiele des Schicksals zu betrachten. An der Roulette sind diese das Einzige, was anzieht, an Trente et Quarante dagegen, wo jenem Spiel des Glückes weniger Raum gegeben ist, ist die Berechnung oder die Kühnheit der Spielenden das Anziehendste. Die Zeitungen haben ihrer Zeit davon erzählt, daß die Bank in diesem Sommer so oft gesprengt worden sei. Der Eine der jungen Russen, dem dies viermal, wenn ich nicht irre, geglückt (bei seiner Wegreise war er nichts desto weniger wieder im Verlust), war eine freundliche Erscheinung, ein schöner, jugendlicher Kopf mit kühnem Ausdrucke. Die Kühnheit fand hier freilich bloß im Spiel ihre Aeußerungen; aber sie machte auch hier einen angenehmen Eindruck, in dem es bedeutend mit dem berechnenden, grämlichen Ernst der übrigen Spieler kontrastirte, wenn der junge Mann, ohne jemals zu markiren, lachend und mit seinen Freunden plaudernd, die Rollen fortschob. Eine merkwürdige, aber keineswegs unerfreuliche Erscheinung war es, daß einmal, als wieder die Bank gesprengt wurde, die Umstehenden allgemein Bravo riefen und Beifall klatschten. Ein Bankbeamter bat um Ruhe.

„Opfer der Spielhölle“ sind in diesem Sommer noch keine hier vorgekommen. Soll ich von dem Ausdruck der Spielleidenschaft in den Gesichtern erzählen? Ich könnte es, ich habe sie oft beobachtet; aber die Spielerexemplare, an welchen ich meine Beobachtungen machte, haben eben sonst nichts Bedeutendes, sie gehören zu der in Novellen und Dramen abgerissenen Gattung. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen an dem Spielische ist ein Bruder Marat's, ein achtzigjähriger, ganz zusammengeschrumpfter Greis, mit einem runden, eigenthümlich durchfurchten Gesichte. Gewöhnlich zankt der kleine Mann mit den Croupiers, daß er ein

Stück zu wenig erhalten habe. Diese geben ihm meistens lächelnd Recht; wenn sie sich aber weigern, zuckt eine wilde Wuth durch jenes Gesicht, die Augen blißen boshaft, der kleine Marat könnte seine Widersprecher zur Guillotine schicken, — und er kann nicht, er kann hier nur sein Geld verlieren.

Eine ähnliche Seltsamkeit unter den sich hier aufhaltenden Fremden ist Karl Schulmeister, der bekannte Napoleonische Spion, jetzt auch ein Greis, dessen bewegliche Züge aber noch immer einen Ausdruck großer Schlaubeit behaupten.

Wer sich sonst noch hier aufhält? Eine Menge anziehender Persönlichkeiten, von welchen ich nur einige nennen will, d. h. allgemein anziehende; wer auf das eigene Herz eine Anziehungskraft ausübt, was liegt daran? was liegt an einem Herzen in einer Zeitungskorrespondenz?

Nikolaus Lenau hat uns wieder verlassen, aber zurückzukehren versprochen. Dagegen fanden sich nach und nach manche andere Dichter hier ein. Gustav Pfizer lebte einige Wochen still mit Frau und Kind, Hofrath von Reinbeck wohnt schon seit lange in Lichtenhal, in Emma von Riendorf (Frau von Sudow) haben wir eine schöne poetische Erscheinung begrüßt. Am meisten habe ich mich an Guzkow gestreut, der drei Tage bei uns war, schön und jugendlich, in der ganzen Frische seines kühnen Geistes. Auch der Freiherr von Closen auf Gern, der ruhmwürdige Volksvertreter, der edle Freund eines allgemein menschlichen Fortschritts, ist nach dreiwöchentlichem Aufenthalt nach München zurückgekehrt. Außerdem nenne ich hier den preussischen General v. Minutoli, den Reisenden in Aegypten, den Professor Sahr von Berlin, den Legationsrath Lindner u. s. w.

Komponisten und Virtuosen haben sich in großer Zahl eingefunden. Neben Panofka und Rosenhain, die kürzlich ein schönes Konzert gaben, finden wir Julius Benedict, Vixis, Piccini, den jungen Cosmann, den alten Alexander Boucher mit seinem Napoleonsgesicht, eine Gesellschaft Tiroler u. s. w.

Die Gesellschaft im eigentlichen Sinne steht fortwährend einige Fürlichkeiten in ihrer Mitte; wechselt indes beständig, und einzelne Familien, die ihrer Stellung nach

an ihrer Spitze stehen könnten, beobachten gerade die größte Zurückgezogenheit.

Vielleicht die anziehendste Gestalt der ganzen Saison ist die Gräfin Guiccioli, die Freundin Byrons. Sie hat, auffallend für eine Italienerin, helle Augen, lange blonde Locken und einen blendend weißen Teint. Neben dem Ausdruck der Jüge ruhen die Schönheit und der Glanz der Erinnerungen über diesem Antlitz; und man begreift es noch sehr wohl, wie der Dichter einst an

diesen geistigen, durchdringenden Blicken hangen und aus ihnen, die für Italia's Freiheit glühten, jene Begeisterung saugen konnte, die ihn nach dem unterdrückten Griechenland trieb. Die Gestalt der Gräfin Guiccioli ist unauflöslich mit Byrons Dichtungen verwebt; sie geht wie ein Gedicht durch dieses bewegte Leben, und Alles, was der dunkle Heros litt, kämpfte, träumte und hoffte, klingt in mir an, wenn ich sie an mir vorbeisichren sehe. —

### Kurze literarische Anzeigen.

— Die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtung. Von Ernst Kleinpaul. Barmen, 1843. Langewiesche. — Ein kleines Lehrbuch, welches, ohne ein tieferes und eigentümlicheres Eingehen, zuerst die Länge und Kürze der Sylben, die Lehre von dem Metrum, von den Versarten und von der Strophenbildung, von dem Reim, — und in dem zweiten Theile die einzelnen Arten der Dichtkunst behandelt. Dieselben Einteilungen, dieselben Unterordnungen sind schon in vielen Schulbüchern da gewesen; und nur darin hat der Verfasser vielleicht etwas Eigentümliches, daß er die weiland allgemein angenommene didaktische Poesie kassirt, und daß er sowohl im Anführen von Beispielen in dem ersten Theile, als im Anführen von Dichternamen in dem zweiten unter den einzelnen Dichtungsarten etwas mehr Kenntniß der Literatur verräth, als gewöhnlich den deutschen Lehrern eigentümlich ist; die häufig nicht über Schiller und Goethe hinaus, ja manchmal nicht einmal recht bis zu diesem gekommen sind.

— Der Mensch und die Erziehung. Eine Sammlung von Kernausprüchen bewährter Schriftsteller für Erzogene und Erzieher, gesammelt u. s. w. von Eusebius Schmidt. Berlin, 1844. Heymann. — Der Titel sagt bereits das Nöthige über das kleine Buch; und für das bleibt nichts als die Frage: Was sollen diese Sentenzen

ohne Zusammenhang, da eben in der Pädagogik das System und seine Nothwendigkeit das Ein und Alles ist? —

— Pädagogische Literaturzeitung für Seminaristen, Real-, Bürger- und Volksschulen. Herausgegeben von F. W. Loof. Aschersleben, Laue. 1844. 4ter Jahrg. — Es wäre besser, wenn die pädagogische Journalistik Deutschlands sich weniger zersplitterte, und wenn wir ein Hauptorgan besäßen, in welchem das deutsche Lehrerehum seinen Sammelplatz sähe, welches zugleich mit der höchsten Strenge begirt werden müßte, — statt diesem Hefeweisen, in welchem die Schullehrer einer Provinz, oft noch eines engeren Bezirks, zusammentreten und ihre Wünsche und Klagen sammt ihren kritischen Urtheilen niederlegen. Bis jetzt hat die Pädagogik eigentlich nur ein Organ, welches sie würdig vertritt, welches den würdigen Standpunkt einnimmt, — Magers pädagogische Revue; selbst die sogenannte allgemeine Schulzeitung (in Darmstadt) hat ihren Standpunkt außerhalb der eigentlichen Wissenschaft und ist voll von Halbheiten des Aufklärer's; und in stärkerem Grade muß dieß noch von den meisten kleineren Unternehmungen gelten.

— Versuch einer kirchlichen Statistik des Herzogthums Schleswig von H. N. A. Jensen. Vierte Lieferung. Hlensburg, Kastrop. 1842. — Augenschein-

lich ein Werk eben so fleißig als umfangreich (107 Bogen), welches die Geschichte aller schleswigischen Kirchspiele und Kirchen, aller Kirchenleben mit genauer statistischer Angabe ihres Ertrags u. s. w. enthält.

— Der Weg zum Heil. Poetische Weisestunden u. s. w. von Eduard Bohn. Weimar, 1844. Voigt. — Bibelstellen in Versen paraphrasirt, edler Wein mit Wasser verdünnt. Die Poesie ist nur eine Selbsttäuschung auf dem Titel. Ueberhaupt ist dieselbe religiöse Poesie, welche wirklich diesen Namen verdient, nie aus einer dermaligen wohlwollenden Unentschiedenheit des Glaubens und Fühlens hervorgegangen, sondern aus der Fülle des Glaubens, aus dem religiösen Ergreifenseyn, das mit der Welt im Gegensatz steht. Die wahre religiöse Poesie war niemals eine moralisirende; das allgemeine Wohlwollen und die Begeisterung haben wenig Gemeinsames mit einander. Die kirchliche Ausschließlichkeit und das glühende Festhalten an bestimmten Dogmen haben zu allen Zeiten ganz andere religiöse Lieder gemacht, als die versöhnliche, händedrückende, nach allen Seiten hin ausgleichende Toleranz.

— Feiertlänge. Eine Sammlung religiöser Gedichte von Joh. Gottlieb Hofst. Hensburg, Kastrop, 1842. — Zuerst eine Reihe von biblischen Geschichten, die Wundererzählungen in Versen; die reinen, schönen Worte der Bibel sind uns lieber als diese Versuche, sie in metrische Formen zu bringen. Eine Vergleichung zeigt deutlich, wie viel wir verlieren, und wir erhalten dafür nicht einmal die äußeren Ent-

schädigungsmittel des poetischen Ausdrucks, der schönen Form. Dann kommt ein zweiter Abschnitt: „Das Amt, welches die Versöhnung predigt,“ und zuletzt ein dritter: „Vermischte Gedichte.“ Auch in diesen vermischten religiösen Gedichten ist bei viel gutem Willen eine gänzliche Poesielosigkeit. Einmal heißt es unter der Ueberschrift: „Seid einig im Geist.“

„Ist nicht Christus der einzige Herr? Soll es  
Harms oder Wolf seyn?

Ist's Bretschneider? ist's Mühr? ist's der Pro-  
fessor von Zürich?“

Am Schlusse noch ein frommer Sang auf Hamburg.

— Der Liebesdichter. Album für Liebende u. s. w. Herausgegeben von Arthur von Rheinlein. Aachen. Konicker. — Ich sollte denken, alle Verliebte könnten sich selbst ihren nöthigen Vorrath von Versen machen. Wenn sie's nicht im Stande sind, mögen sie in Gottes Namen zu dieser Schrift greifen. Neulich meinte ein Rezensent, Herr Arthur von Rheinlein sei selbst der Liebesdichter. Es war dies ein kurioser Irrthum; denn der gute Nothhelfer der Liebenden zieht es bereits vor, anderwärts Anleihen zu machen, — und der Irrthum war dadurch so sonderbar, daß diese Anleihen gerade nicht bei den Unbekanntesten, bei Rückert, Bürger, Karl Beck, Wolfgang Müller u. A. gemacht sind. Citirt ist freilich Niemand, und zwischen diese Liebesklänge unserer Dichter drängen sich gestrohten Muths die Verse, deren Autorschaft wir dem Herrn Arthur von Rheinlein gar nicht abstreiten wollen.

### Gelegenheitliches.

(Noch ein Wörtchen über Schönheit.) In einem Ihrer letzten Blätter finden sich einzelne Bemerkungen über diesen Gegenstand. Erlauben Sie einer ungeübten Feder einen durch jene Bemerkungen angeregten Gedanken darzulegen.

Die Frage, ob die Schönheit im Abnehmen oder Zunehmen sei, ist nicht mehr eine rein ästhetische Frage der Kunst, sondern eine Frage der Zeit und des Lebens. Bei den Griechen erfüllte das kleinste Dellämpchen die Bedingungen der Einheit gut, nämlich

und schön. Seine Form war einem entsprechenden Vorbild der Natur entnommen; es stellte vielleicht einen Schwan dar, dessen geschweifter Hals, wie dessen ganze Gestalt dem Bedürfnis dieses Lämpchens entgegenkam. Der Verfertiger dachte nur an diesen gegebenen Zweck und einte ihn mit einer Form, welche seinem innern Schönheitsstann entsprach. Aber wußte jener Verfertiger etwas von Gas? War er von dem drängenden Wunsch erfüllt durch den Bau seiner Lampe das hellste Licht aus dem geringsten Stoff zu ziehen? Waren seine Gedanken von dem Verlangen regiert, etwas Niedergewesenes, in seinem Faße Alles Ueberbleibendes zu liefern, in seinem Gebiet eine neue Bahn zu brechen, Licht zu geben durch die Konstruktion und sich so unabhängig wie möglich von dem Brennmaterial zu machen? Ist bei Dem, der solche Zwecke im Auge hat, nicht begreiflich, daß er seiner Lampe, welches ästhetische Gebilde sie auch darstelle, einen entstellenden Kasten neben, unten, oben anhängt, daß er räthselhafte Figuren, Nissen und Zwerge, die seltsamsten Widersprüche miteinander verbindet?

Sollte sich dieses ruhelose Gestalten, dieses Ineinanderfügen ohne organischen Zusammenhang — dem man einen durch den Zeitgeist bedingten geistigen Impuls zuerkennen muß — nicht in unserm ganzen Wesen aussprechen, also auch in den Zügen?

Eine neue geistige Entwicklung steht uns bevor, ein neuer siegender Gedanke bricht sich Bahn. Keine Schönheit, ungestörte Harmonie ist nirgends bei uns zu finden. Wir tasten noch nach dem Afford.

Die Alten hatten keine wechselnde, keine relative Schönheit, sie hatten nicht dieses Chamäleonartige Wesen, in dessen ewig wandelbarem Schein sich, wenn auch oft unkenntlich, doch stets die Farbentöne des neu erwachten Geistes spiegeln — die Mode. Doch lassen wir den Alten ihre harmonische Einheit, wir entbehren einen sichern schönen Besitz, aber wir besitzen eine schönere Hoffnung, ein reicheres, erhöhtes Daseyn. Lassen wir ihnen den Typus vollendeter Schönheit der Büge, einer Schönheit, die nur innerhalb eines gezogenen Kreises, eine stete Wiederholung eines Urbildes war. Wir haben

den Wechsel, die Mannigfaltigkeit, die Eigenthümlichkeit aller Zonen in buntem Gemisch, aber dadurch einen Reichthum an Ideen, eine unerschöpfliche Ausbeute für Geist und Herz in der mosaikartigen Gesichtsbildung, in den von zahllosen Kapriolen der spielenden Natur unterbrochenen Schönheitslinien.

In den Zügen zittern und vibriren Schönheiten, im Geiste keimende Gedanken. Die bloße Formenschönheit ist leicht durch das äußere Auge zu erkennen. Die unter der Körperhülle sich entwickelnde Schönheit, die Regung in den Zügen, ist nur dem feinen Geistesauge sichtbar. In jedem Gedanken der schaffenden Natur wohnt Schönheit, in jeder Schönheit Gedanke. Nehmen wir an, daß Schönheit und Gedanke einem Keim entsprossen, daß sie einander suchend, erst wieder in Eins zusammen fließen müssen, um als vollendet zu erscheinen. Der Gedanke ist eine drängendere, treibendere Kraft, er wächst schneller empor, als blütenloser Schößling, als Dorn, als Unkraut; er erzeugt Mißgestaltungen in den Zügen, Schroffheit im Gemüth, Verhärtung des Herzens und Widerstand im Geiste. Erst, wenn die unruhige Thätigkeit ihre Schößlinge getrieben hat und in's innerste Wesen zurückgekehrt ist, erblüht sie mit ihrem andern Ich, der Schönheit. So erzeugen die heftig vorwärtsstrebenden Ideen unserer Zeit, die den Geist des Künstlers wie die Hand des Werthhätigen beherrschen, Mißgestaltungen, nicht nur solche, die einem mit der Schönheit unvereinbarem Zweck dienen, es drückt sich auch die Unruhe des Geistes, das vage, nach ungewissem Ziel Vorwärtsstrebende, zwischen Furcht und Hoffnung Schwankende unserer Zeit im Außern und Innern des Menschen aus.

Alles zeigt uns, daß wir einem höheren Ziele nahen, daß die Macht des vorrückenden Gedankens sich aller hemmenden Bande erwehrt, sich frei über die gewohnte Form hinaus-schwingt, einer andern Gestaltung entgegen-eilt, deren Umrisse zwar dem Geiste nicht bestimmt vor-schweben, die aber tief in der Seele begründet ist. So hat sich also die ewige Schönheit nicht von uns gewandt, allein sie bekundet ihr Daseyn mehr ideell-

einseitig, sie ist noch nicht eins geworden mit dem Stoff, mit den Thaten und Einrichtungen des wirklichen Lebens, aber sie lächelt uns oft zukunftsreich an.

L. D.

(Das Attentat und die Tagesblätter.) Eine Sache kann an und für sich den ernstesten Eindruck machen, man kann sie traurig, man kann sie sehr schmerzlich aufnehmen, und man kann sich doch nicht enthalten, in den Eindrücken, welche sie da und dort, rings um uns herum, hervorbringt, einzelne lächerliche Züge aufzufassen. So geht es mir mit den Stimmen über jenen Mordversuch. Die That selbst steht dunkel und schmerzregend vor mir; aber die Gestalten, welche sich bemühen, sich um sie herumzudrängen, sind komisch. Sie wollen es freilich nicht seyn, — aber wer kann dafür, daß sie es sind? Sie wollen betrübte Gesichter machen, und sie schneiden Fragen; es ist mir, als sähe ich lauter Karikaturen einen Trauerzug begleiten, krumme, schlotternde Gestalten. Die Verse, welche wir hier hören müssen, schlottern wie ihre Glieder, und die Gedanken knicken zusammen, wie ihre Beine.

Alle Blätter sind jetzt voll von Stimmen, von Berichten, Berichtigungen, Klagen und Verwünschungen; am meisten aber scheint mir die Haude-Spener'sche Zeitung sich mit ihnen zu beschäftigen. Wir finden hier zuerst räsonnirende Artikel, eine Art leitender (hier kann man füglich auch Leidende sagen, denn sie haben alle eine sehr trübselige Stimme) Artikel, welche über die öffentliche Stimmung referiren.

Dann kommen kleinere Artikel aus allen Zeitungen, welche von dem Empfang der Nachricht, von den Dankgottesdiensten und Festen u. s. w. erzählen; die Adressen werden mitgetheilt, welche einzelne Orte oder Korporationen an den König richten, darunter auch die der in Berlin sich aufhaltenden Franzosen, eines Sprachmeisters, eines Balletmeisters, eines Kaufmanns u. s. w., welche sehr entrüstet über den Königsmord thun.

Weiterhin finde ich kleinere aphoristische Aufsätze, welche besondere Gefühle oder An-

sichten ausdrücken sollen, seltsames Zeug mitunter. So wünscht Einer, „daß keine künstlerische Hand die hohe Kunst so entweihen werde, daß das Bild jenes Unwürdigen auf die Nachwelt komme.“ Und ein Anderer ruft sehr diktatorisch: „Er ist kein deutscher Name. Niemand führe ihn! Niemand nenne ihn! Er sei der Hölle verfallen!“ -- Die armen Leute, welche zufällig Tschech heißen, — wie bedauere ich sie!

Am schönsten aber und originellsten sind die Gedichte; wir finden sie dugendweis, und ich will nur einige Stellen hier mittheilen, welche mir im Gedächtniß geblieben sind. Häufig findet man auch hier wieder, daß man die deutsche Nationalität dadurch reinigen will, daß man Tschech für einen Nichtdeutschen ausgibt. Was soll er denn seyn? Das Slaventhum wird sich bedanken und ihn über die Gränze in das Deutschtum zurücktransportiren. So heißt es einmal:

Ja frohlockt! Des Ehelosen Namen und Herz  
Nicht deutsch ist.

Und ein andermal in einem Sonett:

D'rum soll der Frevler nie ein Preuße heißen.

Heißen? was liegt daran? — er ist es. — Durchgängig wird Tschech mit sehr unhöflichen Titeln traktirt; einmal heißt er „ein wildgewordener Drache,“ dann „das eingefangene Scheusal“ u. s. w. Wir finden Gedichte „der König und sein Volk,“ „der Preußen Zuversicht“ u. dgl.; wir finden auch ein englisches „to Prussia,“ von einer Elizabeth.

Sehr glimpflich ist es ausgedrückt, wenn es heißt:

— Mein Volk ist treu geblieben!

Nur Einer war's, der mich vergaß zu lieben!

Er vergaß es allerdings ein wenig stark.  
Am meisten aber lachte ich bei dem Passus.

Er schruckte nicht, als der Gedant' entstand.

Du lieber guter Narr und schlechter Poet,  
ich schruckte aber recht sehr vor Deinem  
Gedanken und vor Deiner Art zu konjugiren!

Daß ich die Namen jener Poeten hier mittheile, ist unnöthig; die Unsterblichkeit ist ihnen sicher und gewiß, auch ohne mich.

S.

(Das Gedächtniß eines Dichters.)  
 Betäubend ist die Nachricht, welche französische Blätter aus Florenz gebracht haben. Sie erzählen nämlich, ein edler Florentiner, der Graf Masetti, habe vor längerer Zeit an dem Lung' Arno das Haus gekauft, in welchem Alfieri lebte und starb. Der Graf beabsichtigte, dieses vollkommen wieder so herzustellen, wie es zu den Zeiten gewesen, als es der Dichter bewohnte. Mit großen Aufopferungen führte er seine Absicht aus; und als er endlich am Ziele war, ließ er in der Wand eine Marmortafel anbringen, die der Welt sagen sollte, wer es war, der hier gelebt, gelitten und gestrebt. Sie führte die einfache Inschrift: Vittoria Alfieri, principessa dell italiana tragedia, per la gloria e rigenerazione d'Italia qui dattò e qui morì. Was konnte man hieran Auffallendes finden? Sollte man es nicht sagen, daß Alfieri für Italiens Ruhm und Wiedergeburt geschrieben und gestorben? Auch passirte die Schrift glücklich die Censur, und die Polizei hatte nichts gegen sie einzuwenden; aber nach einigen Tagen erschien der österreichische Geschäftsträger in Florenz und verlangte ihre Wegnahme. Man sträubte sich, der Graf Masetti protestirte; es half nichts, man sah sich genöthigt, nachzugeben, — die Inschrift wurde zerstört. Wir haben die Erzählung einfach nach französischer Quelle mitgetheilt; wenn sie wahr ist, müssen wir sie lebhaft bedauern, und wir begreifen die Entrüstung recht gut, welche aus Florenz durch das übrige Italien zittert. Nicht sagen zu dürfen, daß ein Dichter für den Ruhm seines Landes geschrieben habe, daß er für dessen Wiedergeburt gestorben sei! Gestört zu werden in dem Traume, daß dieses Land, dieses schöne, zertretene, herabgewürdigte Italien wiedergeboren werden könne! Es ist hart; — schon der Traum der Wiedergeburt ist ein Verbrechen? Was sollen denn die Italiener? An nichts denken, als an ihren Tod, an den Verfall, an die Verwüstung ihres Landes, jede Abnung der alten, einer neuen Herrlichkeit verbannen! Wie viele deutsche Dichter haben wir stolz als die Sänger der Freiheit angeschrieben; und in dem armen Italien schlägt man eine Marmortafel in Stücke, weil auf ihr die Möglichkeit ange-

deutet ist, daß es sich einst aus dem Staube erheben könne. Ist es nicht, als müsse sich Alfieri's Leiche in dem Grabe umbreien und wie einst, noch einmal mit hohler Todtenstimme in das Land, das nichts hat als Erinnerungen, hinausrufen:

„Servi siam, si, ma servi frementi!“

(Melusine.) Unter den Schriften, welche wir heutzutage unter dem Namen der deutschen Volksbücher begreifen, nimmt die Geschichte von der Melusine eine der ersten Stellen ein, obwohl sie zunächst, als Erzählung, nicht deutschen Ursprungs, sondern von einem Schweizer Ringsänger zuerst nach dem Französischen bearbeitet worden ist. Es ruht eine tiefe und rührende Poesie in dieser Geschichte; sie zeigt das Verhältniß des Wasserweibes zu dem Ritter in der ganzen naiven Ursprünglichkeit, während ich in Fouqué's vielgepriesener Undine nur allzusehr den aus dem Dogma von jenen seltsamen Wesen losgelösten und mit Geschick zur Erscheinung gebrachten einzelnen Fall erkenne. Die Melusine ist ganz frisch, eine ganz holdselige Blüte der Romantik; und in ihrem Scheiden liegt eine unnenbare Wehmuth, wenn sie noch wachend die Zinnen des Schlosses Lusignan umkreist, das sie hat verlassen müssen. Aber dieses Schloß Lusignan? wo liegt es? Ich habe neulich Auskunft darüber gefunden. Eine Miss Costello hat ein Buch geschrieben, *Beau and the Pyrenees*, aus welchem das Ausland kürzlich eine Probe mitgetheilt hat. Die Basten reden noch immer von dem Schloß der Melusine, es steht fest in ihren Erinnerungen, es ragt mit glänzenden Zinnen in ihre Sagen, und darüber vergessen sie zu erwähnen, daß es in Wirklichkeit nicht mehr existirt. Auch Miss Costello fand sich auf diese Art getäuscht; sie suchte nach dem Schloß, aber sie fand keine Spur mehr von demselben. Nur ein finsterner Schlund in dem Boden ist noch sichtbar und heißt in dem Volk *Crou Meluisin*, die Höhle Melusine's, welche durch dieselbe Umgang mit den Geistern der Unterwelt gepflogen haben soll.

— Gegenwärtig macht bekanntlich Dethlenschläger eine Triumpfreise durch Deutschland. Wien und München, sonst Orte, wo

solcher Enthusiasmus ziemlich träge ist, haben gewetteifert, ihm zu huldigen, ihm Feste zu geben, lobende Artikel in die Zeitungen zu senden. Wir gönnen dem dänisch-deutschen Dichter diese Ehre; aber wie hinter der List- und Herweghvergötterung bald hinterher die Reaktion kam, so können auch wir uns nicht enthalten, hier etwas reagierend aufzutreten. Dehlenschläger ist gewiß ein Dichter und persönlich eine edle und liebenswürdige Erscheinung; aber was wir schon früher, als er und Manzoni den Orden pour le mérite erhielten, fragten, das müssen wir hier von Neuem laut werden lassen: Hat unser Deutschland keine Dichter, die solcher Ehren, solcher Verherrlichungen an allen Orten, in welchen sie erscheinen, würdig sind? und würden diese Würdigen irgendwo so empfangen werden? Auch in unserem Delenschläger-Enthusiasmus sind wir deutsch, ebenso deutsch wie damals, als wir auf dem Dampfschiffe Thiers den Schemel nachtrugen. Oder wollen wir etwa feurige Kohlen auf das Haupt der Dänen sammeln, feurige Kohlen durch die rücksichtslose Verehrung ihres Bruders, während sie so eifrig an Unterdrückung deutscher Nationalität arbeiten, und während dänischer Neid und dänische Eifersucht einen dänischen Dichter deutschen Stammes, Friedrich Hebbel, mit kleinlicher Gemeinheit verfolgen?

— Der Charivari läßt sich, angeblich aus Berlin selbst, schreiben, die Berliner Judenschaft habe die Absicht, dem Mörder Tschsch eine Pension auszusetzen; — warum? weil er die Güte habe, kein Jude zu seyn. Ueberhaupt ist jener Charivari-Brief etwas abenteuerlich. Tschsch soll nach ihm Doctor juris seyn, und dasselbe Geld, für welches er sich das Pulver gekauft, soll er am Tage vorher bei dem Ministerium des Innern, welches er früher oft mit Gesuchen belästigt, als Almosen (fünf Groschen nämlich) erhalten haben. Wahrscheinlich wird im Laufe einiger Wochen das abscheuliche Verbrechen in Frankreich noch romantischer aufgepußt erscheinen.

— Gutrot und Peel bilden bekanntlich das Ziel, nach welchem der Charivari die Pfeile seines Spottes abschleift. Nun erzählt

er, daß Peel neulich in vollem Parlament die Franzosen der Grobheit beschuldigt habe, aber man werde sich wohl hüten, einen Streit der Grobheiten mit den Engländern anzufangen, denn das heiße sie auf ihrem eigenen Gebiet angreifen.

— Ein Herr Minoërde Mynas, mit einer wissenschaftlichen Sendung in den Orient beauftragt, hat nach Paris einundvierzig griechische Manuscripte geschickt, eine Zahl, über welche die Alterthumsforscher billig erstaunen werden. Einundvierzig Manuscripte, — welche Schätze des hellenischen Geistes können sie enthalten, welche blühende Wunderbäume der Dichtung, welche kühne historische Hypothesen können aus diesen uralten Pergamenten emporwachsen! Herr Mynas ist entweder sehr reif oder ziemlich unreif für seine Mission gewesen. Im letzteren Falle — und Mancher wird ihn für den gläublicheren nehmen — hat er das Unbedeutende für bedeutend, das Bekannte für eine Entdeckung, die neue Abschrift für einen alten Coder genommen. Seltzam wenigstens wäre es, mit einer einzigen kurzen Mission bereits einundvierzig Fünde gemacht zu sehen, während bei uns die Anecdota und Fragments geneca eine fortwährende Klage und Plage der Gelehrten sind.

— Kürzlich verwechselte Jules Janin in einem seiner Feuilletonsartikel, in welchen er so häufig ein gelehrtes Citat als seltsamen Auspug gebraucht, den alten Roger Baco und Franz Baco von Verulam, wiewohl ein Unterschied von mehr als dreihundert Jahren zwischen beiden liegt. Freilich meinte man in Paris, jenes Montagsfeuilleton wird so schnell hingeschrieben, daß Einem keine Zeit bleibt, ein historisches Lexikon nachzuschlagen. — Auch für viele deutsche Journalisten zu beachten!

— In Paris ist von einem Herrn Teulard eine Uebersetzung von Heinrich Ritter's (er wird hier noch Professor an der Universität Kiel genannt) Geschichte der christlichen Philosophie, zu seinem großen Werke gehörig, in zwei Bänden erschienen (Pr. 15 Fr.) Sie wird von einem Vorwort über das Verhältnis des Glaubens zur Wissenschaft begleitet.

## Nachrichten.

(Berlin.) Saison zeigte sich, wie überall so auch hier, auf unserm königlichen Theater, als ein denkender, gebildeter, und mit dem Theater wohlvertrauter Schauspieler. In der Königsstadt zieht Nestroy die Menge an. Man lacht über ihn, allein hinterher kommt die Berliner Kritik, die allerdings nicht das rechte Verständniß in diesen Dingen hat, da der Wiener Lokalkomiker auch nur von seinem Publikum ganz verstanden und richtig beurtheilt werden kann — und sieht in Nestroy eine Karikatur und meint, daß Beckmann das Ding besser machen würde. Je nun, man bescheide sich, und lasse Nestroy den Wienern und Beckmann den Berlinern.

(Hamburg, im August). Es ist nur eine Klage darüber, daß in diesem Augenblicke die jugendlichen Talente für Bühnenkunst mangeln, und daß ebenso es auch an guten neuen Stücken gebricht. Wie schwierig also eine Bühne unter solchen Umständen zu führen ist, liegt klar am Tage. In unserer Stadt wird diese Schwierigkeit jedoch dadurch noch erhöht, daß die Zeit nicht sehr fern liegt, wo das Bühnenpersonal wahrhaftige Künstler enthielt, die sich alle noch in rüstiger Kraft bewegten, und daß fast alle Theaterbesucher von gesehmem Alter dieser Zeit sich recht wohl erinnern können. Zugleich hat unser Stadttheater, dem es auferlegt ist, die reinen Kunstinteressen zu wahren, mit einem zweiten Theater den Wettstreit zu bestehen, welchem Alles freisteht und Alles verziehen wird, daß sein Repertorium aus Uebersetzungen und loser Waare zusammensetzt und bloß für Ohrenkitzel und Sinnenreiz zu sorgen hat, um seiner Aufgabe zu genügen. Daß es dieser leichtern Lösung einer leichten Aufgabe gelingen muß, den Beifall der Menge davonzutragen, während es dem Stadttheater immer schwerer wird, sich diesen Beifall für seine ernster gemeinten Leistungen zu erhalten, sieht Jeder wohl ein; allein nur Wenige finden sich geneigt, diese eigenthümliche Stellung der Direktoren des Stadttheaters bei ihrem Urtheil über

dieselben zu Grunde zu legen. Zu verdienen ist es den Herren Mühlring und Cornet nicht, wenn sie durch den Geschmack der Menge sich veranlaßt sehen, hie und da auch in die leichte Tagesdramatik der Franzosen überzugreifen. Allein rühmend muß es anerkannt werden, wenn man sieht, daß sie ernstlich daran denken, der Würde und dem Ansehen der Kunst auf ihrer Bühne jedes Opfer zu bringen, und mit geschickter Hand Alles, was anderwärts die höhere Aufmerksamkeit anregt, sich anzueignen und dem Mangel an jugendlichen Kräften, durch Bildung frischer Talente nach Kräften abzuhefeln. Nach beiden Beziehungen brachte der leptverfloßene Monat Belege. Wir sahen die Antigone in würdiger Weise und die allerliebste Oper „Zum treuen Schäfer“; ein artiges Liebespiel mit Weber'schen Melodien: „die Rückkehr in's Dörfchen“, und den lustigen Schwank „der verwunschene Prinz“, der überall gefallen hatte, zum Erstenmale; das große Werk Guido und Sinevra wurde neu einstudirt; wenn wir hier noch Cromwell's Ende von Kaupach nennen, so mag es deshalb geschehen, um zu zeigen, daß man auch bemüht war, dem Ernste in der Kunst zu hulldigen, und wenn wir noch als neu einstudirt „die vier Temperamente“ von Ziegler anführen, so wollen wir damit mehr die Gränze des Fleißes bezeichnen, der uns mit sieben neuen Einstudirungen im letzten Monat entgegentrat, als unsere Zufriedenheit mit der Wahl dieser beiden leptern Stücke an den Tag legen. Der treue Schäfer, in seiner von allen Seiten sehr gelungenen Darstellung, hat sich zu einer Lieblingsoper emporgeschwungen, und hier müssen wir eben der Kunst des einen Direktors, Herrn Cornet, als Regissor der Oper, Gerechtigkeit wiederfahren lassen, der sich um diesen Kunstzweig großes Verdienst erworben hat. Herr Kaps, ein Schüler Cornet's, erinnerte lebhaft an dessen eigene Leistungen, die ihn dem hiesigen Publikum so werth machten. Man war allgemein überrascht über die Begabung des jungen Mannes. Die Antigone war so gut in die Scene gesetzt, daß man

zum Schlusse der Vorstellungen neben den Darstellern auch die Direktoren hervorrief. Diese Vorstellungen der Antigone lockten ein sehr zahlreiches Publikum herbei, unter dem sich unsere einheimische gelehrte Bildung und Kennerschaft auf das Würdigste repräsentirt fand. Der Preis des Abends gebührte dem Direktor, Herrn Mühlhng, der als Regissör des Schauspiels fungirt. Somit sehen wir nirgends die Verächtigung, in jenen blinden und ungerechten Tadel einzustimmen, den die stets Unzufriedenen, Mißwollenden oder ganz Unzulänglichen ausströmen lassen, und finden nach unserer unparteiischen Ansicht, daß hier der beste Wille, neben Geschick und ehrlichem Fleiße walte, daß der gehörige Aufwand gemacht wird, und daß es nur in den jetzt überall obwaltenden Verhältnissen zu suchen ist, wenn die in den Traditionen so glorreich fortlebende Schröder'sche Zeit nicht mehr für die Gegenwart herausbeschworen werden kann, wobei wir jedoch noch zu bedenken geben, daß Schröder keine solche abschwächende Vergleiche bei seinen Bemühungen um die Kunst zu erdulden hatte, da vor ihm die deutsche Bühne noch in den Anfängen lag, und daß seine Schritte — wenn gleich Riesenschritte für seine Zeit — doch in unsern Tagen weder zu Glanz noch Ruhm geführt haben würden. Wer ein einsichtsvolles Urtheil, auf historischer Kenntniß fußend, besitzt, kann uns unmöglich hierin Unrecht geben.

(Mannheim im August). Dem unparteiischen Beobachter kann es nicht entgehen, wie sich die hiesige Bühne, seitdem die neue Verwaltung die Geschäfte übernommen und Oberregissör Düringer an die Spitze der Leitung getreten, eines schönen Aufschwunges zu erfreuen hat. Das Schauspiel, welches noch vor einem Jahre sehr stiefmütterlich behandelt worden, wurde wieder in seine ihm angeborene Rechte eingewiesen. Klassische Stücke wurden dem Staube der Vergessenheit entzogen und haben sich der Gunst des Publikums in vollem Maße zu erfreuen. Die Bewohner Mannheims beschäftigen hiebei ihren altberühmten Kunstsin und ermutigen durch ihre Anerkennung die Administration sowohl, als die ausübenden Künstler zu erhöhtem Ringen nach möglichster

Vollkommenheit in Geist und Form. Die hiesige Theaterverwaltung widerlegt thatsächlich die herrschend gewordene Ansicht, als ob die Zeit des Schauspiels vorüber sei und die Ursache hiezu in der Theilnahmslosigkeit des Volks ihre Begründung habe. Man reiche dem Volke eine edle, geistige Speise und sie wird ihm besser munden und es wird sich behaglicher dabei fühlen, als wenn ihm süßkandirtes Gift modischer Knallerbsen den Gaumen figelt, aber leider auf Dezzennien hinaus den Magen zur Verdauung der ächten, Leib und Seele stärkenden Lebensbedürfnisse verdirbt. — Brave Künstler hat die Schaubühne an den Herren Pfeiffer, Kühn, Werke und Bauer, unter den Damen verdient vorzüglich Dlle. Pichler genannt zu werden, sie weiß bei persönlicher Lieblichkeit der Kunst das Gepräge der reinen Natur aufzubringen und sie somit zur wahren Kunst zu erheben. Wenn bei dem Schauspieler noch etwas zu wünschen übrig bleibt, so wäre es die Erwerbung eines vorzüglicheren Liebhabers, welcher namentlich in klassischen Stücken oft schmerzlich vermißt wird. Die Oper ist auch hier, wie fast allerwärts, der dominirende Theil in den Hallen des Kunsttempels, entspricht aber auch den Anforderungen, die an sie vernünftigermaßen gemacht werden können. Unterstützt durch ein trefflich eingetübtes Orchester, dem Kapellmeister Lachner vorsteht, erfreut uns das Sängersonal in mannigfaltiger Weise, bald in der tragischen, bald in der komischen Oper. Das Neue wird selten anderwärts früher producirt werden, als hier. An den Bassisten Leser und Ditt, und dem Tenoristen Kreuzer haben wir fleißige und schönbegabte Repräsentanten des Gesangs, Madame Rudersdorff, seit einiger Zeit hier angestellt, gefällt sowohl durch Spiel als Ton und stand der gefeierten Sopransängerin Dlle. Hegnecker aus München, welche in einer Reihe von Gastrollen glänzte, als eine würdige Mitbewerberin um die Siegestränze, zur Seite. Neu angestellt wurde Tenorist Diehl, ein junger, strebsamer Mann, dem es aber bei einer guten Stimme noch an der nöthigen Rundung gebricht. Die ebenfalls erworbene Dlle. Hessinger hat sich noch zu wenig bemerkbar gemacht, um über sie aburtheilen

zu können. Ohe. Eder vergnügt in komischen Opern durch eine lebenswürdige Naivetät und entsprechende Gesangsleistung. Die Ausstattung der Bühne ist dem Maler und Maschinisten Herrn Mühlborfer anvertraut, und deshalb auf das Ueberraschendste und Geschmackvollste besorgt. Ihm gebührt gewiß ohne alle Schmeichelei der Name Künstler. Somit stehen die Angelegenheiten des Mannheimer Theaters, so weit sie von Außen betrachtet werden können, in günstigem Lichte da, und wenn man hier, wie überall, von den Wirkungen auf die Ursache schließen darf, so verdient das Streben der jetzigen Verwaltung gerechtes Lob und das freundliche Entgegenkommen des Publikums. Dieses möge aber nie zum Signal der Erschlaffung werden, denn Stillstand ist Rückschritt und Zerstörung und Auflösung ist sein Loos.

(Leipzig.) Unser Theater unter Schmidt's Leitung wird mit dem Don Carlos eröffnet. Der Jubrang, um Billets zur ersten Vorstellung zu erhalten, ist ungeheuer. Ein erfreuliches Zeichen, daß das Publikum Vertrauen in die neue Direktion setzt.

(Stuttgart.) Man führt hier Beschwerde darüber, daß kürzlich in einer musikalischen Abendunterhaltung die Damen von einigen Herren mit Augengläsern gemustert worden sind. Ich höre ganz erstaunt fragen, worüber beschwert man sich? Ist es möglich? über eine Lorgnette? Es ist wirklich so, — über eine Lorgnette. Ich will wahrlich den Gebrauch des Augenglases nicht verteidigen, aber er ist so allgemein geworden, daß ich es gar nicht begreife, wie man sich über eine vereinzelte Thatsache des Breiteren auslassen kann. Wer nicht schon selbst eine Lorgnette gebraucht hat, werfe den ersten Stein auf jenen Sünder. Zum Glück waren es doch nur Herren, über welche man sich öffentlich geärgert hat. Wir rathen allen schönen Damen, die auf der Promenade und in dem Theater fortwährend das Glas vor den Augen haben, nicht nach Stuttgart zu gehen; es könnte ihnen sonst die bedenkliche Ehre widerfahren, Gegenstände der Discussion in den hiesigen Lokalblättern zu werden.

(Dresden). Lichatschek verläßt Dresden für sechs Wochen, um eine Gastreise anzutreten. Die Dresdener hatten vor seiner Abreise noch den Genuß, ihn als Menzi zu hören. Zunächst wird er Gastrollen in Hamburg geben; einer freudigen Aufnahme kann er, bei welchem Sitime und Erscheinung ein schönes Ganzes bilden, wie bei wenigen andern Künstlern, wohl gewiß seyn.

(München). Wie komisch die Münchener in ihren öffentlichen Nachrichten und Ankündigungen sind, haben wir schon verschiedentlich gezeigt. Hier eine neue Probe. In dem Tagblatt liest man: „Abermals wurde an dem allgemeinen Brunnen am Petersplatz der mit eisernen Ketten befestigte Köffel gewaltsam abgerissen. Eine solche Gemeinheit vermag keine Feder zu beschreiben.“ — Das ist wenigstens stark genug gesagt. In demselben Blatte finden wir auch eine Ankündigung: „Wegen einer Wette von fünfhundert Gulden Alles fast um Nichts!“ Ein Fabrikant will nämlich gewettet haben, bis zum Ende der Dult ausverkauft zu haben; und um diese Wette nicht zu verlieren, gibt er: Alles fast um Nichts! — Die Sache ist sinnreich, die Industrie macht Fortschritte in Baiern.

(Bonn Rheine). Der Prinz von Preußen beabsichtigt, die Feste Rheinfels über St. Goar wieder herstellen zu lassen. Ingenieure haben sich bereits mit der Aufnahme beschäftigt, und wir wollen hoffen, daß ihre Berichte den Prinzen günstig stimmen. Freilich ist an eine Wiederherstellung des ganzen Rheinfels wohl kaum zu denken; er war eine weite Bergfeste, keine Burg, kein einzelnes Schloß, wie Rheinfels, Soneck und Stolzenfels, welche die Kunstliebe des preussischen Königshauses aus den Trümmern hat emporsteigen lassen, wie Burg Lahneck, deren Restauration der Herzog von Nassau beabsichtigen soll. Die Trümmer nehmen eine weite Fläche ein, Weinberge und neue Bauten sind bereits in den fünfzig Jahren seit Zerstörung der alten Feste in ihnen entstanden. Wir sind deshalb begierig, in welcher Art die Restauration vorgenommen werden wird; daß sie in's Werk tritt, ist um so mehr

zu wünschen, da gerade diese weiten Trümmer am wenigsten einen Eindruck von großartiger Wehmuth machen, sondern wüst und öde erscheinen. Das schöne St. Goar wird dadurch bedeutend gewinnen. So taucht eine Erinnerung der Vergangenheit nach der andern wieder an dem Rheine auf (bei dem Soneck liegt auch die wieder hergestellte Elementarkirche); warum sollten sie nicht? Ich glaube nicht, daß man unsern schönen Strom schöner schmücken kann, als mit diesen Denkmälern des Mittelalters; ist doch sein ganzer Eindruck auf der Strecke von Bingen bis Coblenz, den modernen Dämpfern zum Troß, als flühe er gar nicht in der Gegenwart, als sei er selbst noch ein Stück Mittelalter.

(Paris). Die Juliusfeier hat wieder Olyfer gefosset, nicht etwa, daß wieder ein Attentat auf ein hohes Haupt gemacht worden wäre, nein — es waren einfach Olyfer aus dem Volke, arme Leute, welche keinen Wagen hatten, neugierige Weiber, welche sich in das furchtbare Gedränge warfen, ohne eine Kraft des Widerstands für dasselbe zu haben. Man hat eine Zahl — zwar keine große, aber doch immer traurige — von Zertretenen, von Ersticken, von der Straße auf-gelesen, eine Menge von Beschädigten in die Spitäler gebracht. Es ist dieß die Rehrseite eines Festes, das die Franzosen zur Erinnerung an den Sieg jener Freiheit begehen, welche sie nicht mehr besitzen; — die Julitage verlangen in jedem Jahre ihre Olyfer, gleichwie der Aberglaube dieß in Deutschland von den meisten Flüssen erzählt. — Von dem Unglück zu der Unterhaltung, zu dem Theater überzugehen, ist zwar ein kühner Schritt, aber schon dadurch halb gerechtfertigt, daß die Franzosen selbst neben die Unglücksberichte Schilderungen des Festes stellen und theils von dem Glanze reden, theils die Sparsamkeit bespötteln, deren Muster der König selbst ist. Um also von dem Theater zu reden, so übt gegenwärtig neben dem Diegarias des jungen Dichters Viktor Séjour eine neue Olyfer der Opera-Comique, les quatre fils de Haymon, die größte Anziehungskraft aus. Nicht wie man es voraussetzen konnte, haben diese „vier Haymons-kinder“ mit der Volksfage Aehnlichkeit, denn

von ihren Abenteuern und Wundern, von dem Hof Bayard und der seltsamen Geographie, von dem frommwerdenden Reinald, der zuletzt die bösen Steinmehgen in Cöln erschlagen, findet sich keine Spur in der neuen Olyfer und diese hat mit der Volksfage fast keine Aehnlichkeit oder doch nur sehr geringen Zusammenhang. Die Fabel beschränkt sich auf ein seltsames Testament des alten Haymon und auf eine romantische Liebe, welche in den vier Brüdern zu einer Hermine erwacht. Renaud (Reinald) heirathet endlich Hermine. Dabei ist das Textbuch ein nicht besonderes Stück Arbeit, ohne Poesie; und der Komponist (Balse) fand in ihm wenigstens keine Unterstützung zu dem Beifall, der der Musik bei der ersten Aufführung stürmisch zu Theil wurde.

(Rom). Der Herzog von Amale erhielt bei seiner Anwesenheit in Rom von dem Papste ein kostbares Geschenk, eine Sibylle in Mosaik, nach dem Gemälde des Domenichino. Die Kostbarkeit ruht hauptsächlich darin, daß die Mosaik nach alter Art aus feingeschlagenen Schmelzflüßchen besteht, welche auf dem Rad wieder zurecht geschliffen worden sind, während die modernen Arbeiter in Rom ganz einfach dünne Stäbchen von venetianischem Glas genommen haben. Die Florentiner bedienen sich bei ihren Mosaiken bekanntlich der pietra dura, Halbedelsteine und Verfeinerungen, die größere Fragmente bilden und breite Flächen bedecken.

#### Anekdotisches.

— Ludwig XVIII liebte es, lateinisch zu sprechen, und machte oft von lateinischen Citaten nicht eben die passendste Anwendung. Horaz war sein Lieblingschriftsteller. Einst empfing er seine neugeschaffenen Minister, unter denen sich auch ein alter Napoleonischer Marschall befand, der alle seine Kenntnisse auf dem Schlachtfelde gesammelt hatte. Beim Abschied sprach Ludwig mit seiner gewöhnlichen Art: Leben Sie wohl, meine Herren, Mutz, oder vielmehr, wie der Dichter sagt: *Macte animo*. — Nachdem die

Minister das Cabinet des Königs verlassen hatte, hält der Marschall die Andern auf und sagt mit sehr ernstem Gesichte: Habt Ihr das gehört? Der König ist heute bei rosenfarbener Laune! — Die Andern hatten nichts bemerkt. — Ich war oft Zeuge, spricht der alte Haudegen, wie Napoleon mit seinen Ministern umging, aber so etwas habe ich doch nie von ihm gehört. — Die Minister begriffen nicht, worauf er zielte. — Habt Ihr denn nicht gehört, was der König zu uns gesagt hat, als er uns entließ? — Je nun, leben Sie recht wohl, meine Herren! erwiderte Einer. — O ja, schön! Ich verstand es deutlich, er sagte: Allons! partez animaur! — Die Uebrigen gaben sich nun alle Mühe, ihm die Bedeutung des Wortes animo zu erklären.

— Nach dem Leipziger Tageblatte schrieb S. M. der König von Sachsen nachstehende Worte, bei Gelegenheit des Jubelfestes des Königs Friedrich August, zu Leipzig an die Wand eines Hauses:

Du theures, gutes Leipzig,  
Deines Dankes Thränen,  
Sie sind der Perlen schönste  
In Friedrichs Jubelkrone,  
Und legt Gott Völkerwohl  
Dereinst in meine Hände,  
Fürwahr ich wünsche mir  
Nie einen schöner Lohn.

Diese Schrift wird wie ein Heiligthum in der Familie bewahrt.

#### Personalnachrichten.

— St. M. der Kaiser von Oesterreich ertheilten dem K. Baier, Obersthofmeister, Grafen von Reichenberg-Rothenthor, dem K. B. Oberstkämmerer, Grafen von Sandizell, dem K. B. Capitaine des gardes (Kapitän der Partischiergarde), Grafen von Seyffel,

das Großkreuz; dann dem Vice-Oberstallmeister, Freiherrn von Freiberg-Eisenberg das Kommandokreuz, dem Leg. R. Auer das Ritterkreuz des Leopoldordens. Der Minister des Königl. Hauses und des Aeußern, Febr. v. Giese erhielt von S. M. dem Kaiser eine Dose mit Brillanten.

— Der Graf Ugarte-Meldemann, ehemaliger K. K. Dest. Ges. zu Karlsruhe, erhielt das Großkreuz des Badischen Jähringer Löwen.

— Der Domkapitular Großmann zu Frauenburg ist Weihbischof für die Diocese Ermland geworden.

— Der K. Pr. Oberberghauptmann von Veust in Bonn hat den russischen Stanislausorden erster Klasse erhalten.

— Der Musikdirektor C. F. Müller erhielt den brasilianischen Orden der Rose.

— Der Geheimrath v. Balthar, welcher gegenwärtig den König von Baiern auf seiner Reise in Italien als Leibarzt begleitet, hat von dem Papste den Gregoriusorden erhalten.

— Der außerord. Prof. d. Theol. Dr. K. L. W. Grimm wurde ordentl. Hon. Prof. der Theologie zu Jena.

— Dr. Eug wurde Rect. der Univ. zu Bern.

— Gervinus erhielt den Charakter eines Hon. Prof. zu Heidelberg.

— Fr. Gerbing aus Newyork erhielt das Großkreuz als Konsul der Ver. Staaten in Vaden.

#### Nekrolog.

— In Florenz ist Joseph Bonaparte, 77 Jahre alt, gestorben. Seine persönlichen Tugenden, die, als er König von Spanien war, von seinen Schwächen überwogen wurden, kamen völlig zur Erscheinung während der Jahre, in welchen er als Graf Survilliers in bürgerlicher Zurückgezogenheit lebte. Wieder eine der Gestalten jenes großen Epos ist aus der Wirklichkeit gerückt; wenn einst Alle geschieden sind — und wie lange wird's noch dauern? — fällt der Stoff der Dichtung als Eigenthum anheim.

— In Wien starb der berühmte Domkapellmeister von St. Stephan, J. B. Gänsbacher, einer der gelehrtesten Tonkünstler und Tonsetzer im strengen Style.

#### Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

- 1) Gall's Bildniß, des Erfinders der Schädellehre.
- 2) Original-Modellbild aus Paris.

August Lewald.